



Gott glauben?

Zu den Grenzen der Naturwissenschaften

Plädoyer für eine „offene Wirklichkeit“

Dr. Frank Vogelsang

Vortrag in der Evangelischen Akademie zu Berlin

Reihe „Gott glauben? Religion im Zeitalter des naturwissenschaftlichen Denkens“

Donnerstag, 8. November 2012

Französische Friedrichstadtkirche auf dem Gendarmenmarkt

Über die Grenzen der Naturwissenschaften reden zu wollen, wirkt eigenartig. Tatsächlich ist von diesen Grenzen in unseren gesellschaftlichen Debatten so gut wie nie die Rede. Hier gibt es eine gewisse Zweiteilung: Einerseits ist in den populären Darstellungen der Naturwissenschaften eine Rede von den Grenzen verpönt. Im Grunde zeigen sich hier die Naturwissenschaften als grenzenlos: sie durchforschen das Allergrößte ebenso wie das Allerkleinste, sie durchmessen unsere Welt, klären uns über unsere eigene natürliche Konstitution auf. Andererseits findet im kulturellen Kontext kaum eine Reflexion über die Naturwissenschaften statt. Bildende Kunst, Theater, Literatur, Musik ignorieren zumeist die populärwissenschaftlichen Darstellungen und erarbeiten ihre eigene Deutung der Wirklichkeit. Auf beiden Seiten wird so die Rede von den Grenzen der Naturwissenschaften vermieden. Doch der Eindruck einer unbeschweren und friedlichen Koexistenz trägt. Die unterschiedlichen Weltdeutungen sind nicht miteinander verträglich und es fragt sich letzten Endes, welche Deutung die einflussreichere ist. In der Kultur unseres Alltags obsiegt zumeist die objektive Darstellung der Welt. Das ist nicht weiter erstaunlich, denn wir leben in einer technisch gestalteten Welt, in der wir auf Schritt und Tritt Bestätigungen der naturwissenschaftlichen Sichtweise erfahren. Natürlich genügt uns diese objektive Sicht nicht, natürlich kennen wir darüber hinaus etwa den Genuss von Kunst. Doch dieser Genuss ist eher als eine subjektive Restgröße, verwunderlich in ihrer Existenz. Die so entstehende Engführung der Weltdeutung, in der kulturelle und künstlerische Interpretationen in den niedrigeren Rang von subjektiven Deutungen gesetzt werden, ist eine gravierende kulturelle Herausforderung.

Es ist deshalb dringend geboten, beide Seiten wieder stärker aufeinander zu beziehen. Die Künste sollten als eigenständiger Wirklichkeitszugang eine größere Resonanz finden, die Naturwissenschaften sollten sich den populären Verzerrungen entziehen und für die konzeptionelle Offenheit ihres Projektes eintreten. Ich möchte von Beginn an keinen Zweifel über den Status der Naturwissenschaften aufkommen lassen: Sie sind die erfolgreichste und mit ihren Vor- und Nachteilen auch folgenreichste Kulturercheinung der Menschheitsgeschichte. Zusammen mit der parallel laufenden Entwicklung der Technik haben sie unsere Lebensbedingungen umfassend und grundlegend verändert. Immer neue Entdeckungen werden gemacht, der Wissensbestand der Menschheit hat sich erheblich ausgeweitet und für dieses Wachstum ist kein Ende abzusehen. Doch es stellt sich die Frage, welche Konsequenzen man aus dieser unbestreitbaren Dynamik und den Erfolgen ziehen kann. Tatsächlich führen diese Erfolge zu einer fraglosen Lebenshaltung, die sogar das Projekt der naturwissenschaftlichen Erforschung der Wirklichkeit eher beschweren als erleichtern. Ist nicht schon das Meiste erforscht oder doch in groben Umrissen bekannt? Manche Philosophen, wie etwa der Amerikaner Daniel Dennett, erheben diesen Erfolg zu einem philosophischen Programm und legen nahe, dass es irgendwann möglich sein werde, alles Wirkliche in naturwissenschaftlichen Kategorien abbilden zu können. Diese Position soll im Folgenden die naturalistische Sicht der Welt genannt werden.



Die Verfechter dieser Position können in der Tat auf eine beeindruckende Bilanz von Entdeckungen und Erkenntnissen verweisen. Die Welt, in der wir leben, ist uns in den letzten 400 Jahren viel vertrauter geworden. Einige wichtige Erkenntnisse seien noch einmal in Erinnerung gerufen. Sie werden in vielen populären Darstellungen mit dem Anspruch auf Geschlossenheit und Vollständigkeit verkündet: Wir haben gute Gründe für die Annahme, dass vor etwa 13,7 Milliarden Jahren das Universum in einem Urknall entstand und sich seitdem kontinuierlich ausdehnt. Wir können berechnen, dass sich die Erde vor etwa 4,6 Milliarden Jahren bildete und dass vor etwa 3,5 Milliarden Jahren sich erstes Leben auf dem noch jungen Planeten entwickelte. Wir haben eine Vorstellung davon, wie sich die ersten Lebensformen vermehrten und in den folgenden Generationen veränderten, wie insbesondere im Zeitalter des Kambrium eine unglaubliche Zahl von Arten entstand. Auch die weitere Geschichte der Natur ist in dieser Perspektive in ihren Umrissen bekannt. Wir haben Zeugnisse, dass die ersten Exemplare der Gattung Homo vor etwa 2,5 Millionen Jahren ihre Spuren auf der Erde hinterließen, aus denen sich über einige Zwischenstufen schließlich vor etwa 200000 Jahren der heutige Mensch entwickelte, der homo sapiens. Zu der Geschichte des Menschen wissen wir auch eine Menge, wenn auch sicherlich noch lange nicht alles. Wie war der Mensch zu einer derart erstaunlichen kulturellen Entwicklung in der Lage? Die Neurowissenschaften geben uns Antworten, in dem sie Schritt für Schritt das menschliche Gehirn analysieren, seine funktionalen Teile bestimmen und so seine besonderen Fähigkeiten erschließen. Das Gehirn zeigt sich als das wohl Komplexeste, was das Universum bislang hervorgebracht hat.

Nach Ansicht der Verfechter der naturalistischen Weltansicht ist damit ein Rahmen gespannt für ein umfassendes Bild von der Welt. Da gibt es natürlich noch jede Menge weißer Flecken, manches wissen wir nur ungefähr, vieles besteht noch aus Hypothesen. Unwahrscheinlich aber scheint, dass sich durch die Bearbeitung der weißen Flecken herausstellen sollte, dass der Rahmen sich noch einmal ändern muss. Er spannt die Fläche auf, auf der jedes künftig zu erwerbende Wissen seinen Platz finden sollte. So bewegen sich die Vertreter dieser Position ein wenig wie ein Gutsbesitzer, der seine ausgedehnten Ländereien bereist. Er kennt sie nicht im Detail, aber er weiß, welchen Umfang der Besitz hat und er nimmt immer wieder genauere, exaktere Vermessungen vor.

Doch ist die Haltung der Verfechter einer naturalistischen Sichtweise gerechtfertigt? Können wir uns gegenüber der Wirklichkeit verhalten wie ein Gutsbesitzer auf seinem Land, das er ausmessen und das er bearbeiten kann? Viele Menschen haben nicht zu Unrecht das diffuse Gefühl, dass in der rein naturwissenschaftlichen Beschreibung und Erfassung der Wirklichkeit etwas Entscheidendes verloren geht. Sie behalten eine Skepsis gegenüber dem Anspruch ihrer Allzuständigkeit. Doch wie soll man eine vermutete Begrenzung naturwissenschaftlicher Forschung beschreiben, wie begründen? Es ist nach der erfolgreichen Entwicklung der Naturwissenschaften in den letzten 400 Jahren offenkundig, dass eine Grenze nicht so gedacht werden kann, dass es bestimmte Räume oder Gegenstände gibt, die sich ihren Analysen entziehen. Solche Behauptungen sind zwar in manchen esoterischen Welttheorien beliebt, aber sie entbehren jeder Plausibilität und sollen hier auch nicht weiter verfolgt werden. Wenn man nun aber weder einer Allzuständigkeit der Naturwissenschaften zustimmen noch die Existenz bestimmter Sonderräume oder Sonderdinge behaupten will, dann fragt es sich umso mehr, wie Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis näher bestimmt werden sollen. Wie können wir beschreiben, was sich naturwissenschaftlicher Forschung entzieht?



Diese die zentrale Frage ist letztendlich keine der Naturwissenschaften selbst. Sie ist eine Frage der Philosophie. Um diese Frage besser verstehen zu können, müssen wir auf die Erkenntnisbedingungen eingehen, die für uns Menschen gelten. Hier folgt nun ein für das Weitere ganz zentraler Gedanke: Wenn wir uns auf den Ort besinnen, von dem aus wir die Wirklichkeit betrachten wollen, müssen wir feststellen, dass wir schon immer mitten in dem sind, was wir betrachten wollen! Wir stehen immer schon mitten in der zu betrachtenden Wirklichkeit. Die selbstkritische Verortung von uns Betrachtern in der Wirklichkeit hat weit reichende Folgen für das, was wir erkennen und wie wir das Erkannte beschreiben können. Wir Menschen sind keine Geister oder abstrakte Subjektkonstruktionen, die der Welt gegenüber schweben und sie umfassend zum Objekt machen. Tatsächlich sind wir aus Fleisch und Blut, leiblich existierende Wesen, die immer schon mit der Wirklichkeit verbunden sind, die wir zu erkennen trachten. Auch unser Denken ist Teil dessen, was wir mit Hilfe des Denkens aufhellen wollen. Daraus folgt die Einsicht, dass es immer einen blinden Fleck gibt, der dadurch bedingt ist, dass wir immer schon einen Standpunkt haben, von dem aus wir die Welt betrachten. Das umfassende Bild von der Welt ist deshalb nicht möglich. So etwas kann man nur behaupten, wenn man zugleich sich in seiner Beteiligung verleugnet. Das führt aber zu gravierenden Verzerrungen, die nachträglich nicht mehr korrigiert werden können. Man kann die heute kulturell vorherrschende Haltung, ein wenig zugespitzt, den „Bullaugen“-Blick auf die Welt nennen. Ein Bullauge ist ein Fenster aus besonders dickem Glas, das die Eigenschaft hat, den Beobachter und das, was er beobachtet, sorgsam voneinander zu trennen. Wir leisten uns einen „Bullaugen“-Blick, einen Blick „von außen“ auf die Welt. Doch das verfälscht unsere Situation, denn damit wird zugleich unsere eigene Beteiligung verleugnet. Wir können uns keine Rechenschaft mehr darüber ablegen, von wo aus wir die Wirklichkeit betrachten. Deshalb gilt: Die Welt als Ganzes ist kein Objekt unter anderen.

Offenkundig kommen wir nicht umhin, unsere Verortung in der Wirklichkeit genauer zu beschreiben. Wir sind leibliche Wesen. Unsere leibliche Existenz ist uns aber zunächst einmal ein großes Rätsel. Wir können etwa den Leib zu verstehen versuchen als eine eigentümliche Mischung von Bewusstsein und Materie. Wie aber kann es sein, dass sich Bewusstsein und Materie auf diese Weise verbinden? Das lässt sich weder gut aus der Materie heraus ableiten, noch aus dem Bewusstsein. Wir können auch versuchen, den Leib als eine komplexe biochemisch aufgebaute Maschine zu verstehen. Doch durch welche geheimnisvolle Kraft hat diese Maschine die eigenartige Fähigkeit, sich von sich selbst zu distanzieren?

Der Ausdruck „leibliche Existenz“ steht für zwei Erkenntnisse: Einerseits sind wir auf eine schwer entschlüsselbare Weise in die Wirklichkeit eingelassen. Andererseits können wir uns doch zugleich auch von ihr distanzieren. Unsere Verbindung mit der Wirklichkeit, mit dem, was wir betrachten, ist tiefgründiger als wir es oft wahrnehmen. Es bleibt zu fragen, ob wir mittels des begrifflichen Denkens allein diese Verbindung aufhellen können. Wir halten zu Recht viel von den Fähigkeiten unseres Denkens. Doch kein Mensch hat seine Existenz mit dem Denken begonnen. Im Gegenteil, wir haben nach unserer Geburt zunächst einmal einen weiten Weg zurückgelegt und waren sehr auf die Zuwendung anderer Menschen angewiesen, bevor wir rationales Denken erlernten und uns so zum Beispiel mit naturwissenschaftlichen Methoden von den Dingen distanzieren konnten. Doch dass uns das in vielem so erfolgreich gelingt, heißt nicht, dass wir uns auf diesem Wege ganz und gar von der Wirklichkeit distanzieren könnten.



Wenn wir diese Erkenntnisbedingungen, unsere tiefgründige Verbindung mit der Wirklichkeit von Beginn an berücksichtigen, dann können wir nicht mehr so einfach von der Wirklichkeit als einem Ganzen reden, das wir zu einem Gegenüber, zu einem Objekt machen. Wir sollten also nicht nur auf das achten, wovon wir uns distanzieren, was wir auf Abstand bringen und objektivieren können. Wir sollten auch auf das achten, was uns immer schon umfängt, worin wir immer schon eingebunden sind. Dazu ist es wichtig, die Wirklichkeit möglichst offen und unvoreingenommen wahrzunehmen, sie nicht zu frühzeitig in bestimmte Kategorien zu teilen. Die Unterteilungen, an die wir gewöhnt sind, sind zu grob, etwa die Unterteilung von Objekt und Subjekt oder die Unterteilung von Bewusstsein und Materie. Wir haben ja gerade schon angedeutet, dass diese Unterteilungen unsere leibliche Existenz nicht wirklich erhellen können, sondern eher zu weiteren Fragen Anlass geben. Wir sollten nicht bei diesen großen Begriffen der philosophischen Tradition einsetzen, sondern uns auf das bescheiden, was sich uns zeigt. Das, was sich zeigt, nennt man auch ein Phänomen. Die Phänomenologie hat es sich als philosophischer Forschungsrichtung zur Aufgabe gemacht, die Vielfalt der Phänomene genauer zu analysieren. Der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty hat unsere leibliche Existenz zum Ausgangspunkt genommen. Er hat die Frage gestellt: Wir können wir die Wirklichkeit so beschreiben, dass wir von Beginn an unsere leibliche Verbundenheit mit der Wirklichkeit berücksichtigen? Aus seinen Untersuchungen kann man zweierlei ableiten. Erstens bestätigt er die schon geäußerte Vermutung: Es ist nicht möglich, die Gesamtheit der Wirklichkeit wie im Überflug zu betrachten, also wie ein Bild, das wir ganz überblicken können. Zweitens zeigen die Untersuchungen von Merleau-Ponty, dass wir dennoch viel erkennen können. Über die Wirklichkeit senkt sich nicht eine Dunkelheit, in der alle Katzen grau sind. Im Gegenteil, in gewisser Weise wird die Wirklichkeit viel bunter, wenn wir von der überzogenen Erkenntniserwartung lassen, alles erkennen zu können. Obwohl wir also nicht zu der einen großen umfassenden Weltdeutung ausholen können, so ist es doch möglich, Unterscheidungen zu treffen.

Die Wirklichkeit zeigt sich nicht beliebig, sondern immer auch abhängig von der Art und Weise, wie wir sie befragen. Man kann sie mit naturwissenschaftlichen Methoden betrachten und dadurch die Welt als ein objektives Gegenüber sehen. Man kann aber auch sich leidenschaftlich in ihr engagieren oder sich ganz auf bestimmte ästhetische Erfahrung einlassen. Keiner der Zugänge ist der einzig wahre, jeder Zugang hat seine Stärke in einer bestimmten Hinsicht und ist schwach in einer anderen Hinsicht.

Manche Phänomenbereiche können wir recht gut als Objekte klassifizieren und verstehen. Wir können etwa den Tisch vor uns als ein physikalisches Objekt verstehen und ihn technisch bearbeiten. Unsere Verbundenheit mit dem Tisch ist in diesem Fall vernachlässigbar. Doch bei anderen Phänomenen der Wirklichkeit geht Entscheidendes verloren, wenn wir sie als Objekte behandeln. Können wir etwa einen geliebten Menschen als ein rein physikalisches Objekt betrachten? Dies kann sogar in Ausnahmefällen berechtigt sein, etwa wenn man darüber nachdenkt, wie man ihn oder sie auffängt, wenn er oder sie von einer Leiter fällt. Doch diesen Menschen ebenso als physikalisches Objekt zu behandeln wie einen Tisch, verbietet sich. Wir merken, dass man bei den Phänomenen, die sich zeigen, unterscheiden muss, wenn man ihnen in ihrer je eigenen Weise, sich zu zeigen, gerecht werden will. Die unterschiedlichen Phänomene sind also nicht nur durch unterschiedliche Gegenstände bestimmt, sondern mindestens ebenso durch die unterschiedliche Art und Weise, wie wir etwas betrachten. Wenn wir gewissermaßen eine physikalische Brille aufsetze, dann sehen wir nur noch physikalische Gegenstände. Doch wenn wir eine Haltung einnehmen, in der wir insbesondere auf atmosphärische und emotionale Verhältnisse achten, sehen wir etwas anderes.



Wenn man diese Regel beherzigt, dann zeigt sich die Vielfalt der Wirklichkeit in einer unverkürzten Weise. Dann gibt es sehr unterschiedliche Phänomene und Erscheinungsweisen und keine dieser Erscheinungsweisen kann den Anspruch erheben, die grundlegende und einzig wahre zu sein. Die schon erwähnte naturalistische Engführung greift, wenn es darum geht, Phänomene zu beschreiben, gerne zu der Formel: „nichts anderes als“. Ein Beispiel: Eine Emotion ist demnach nichts anderes als eine bestimmte neurophysiologische Aktivität. Diese Formel „Nichts anderes als“ ist aber aus den genannten Gründen in hohem Maße spekulativ. Sie setzt die objektive Sicht auf die Welt absolut. Sie ist eher Ausdruck einer bestimmten Weltsicht oder einer Wunschhaltung als eine Folge glasklarer Analyse. Wenn man alles auf naturwissenschaftlich beschreibbare Prozesse reduzieren kann, dann herrscht zugegebenermaßen in gewisser Weise Ordnung in der Welt. Doch diese Ordnung ist um einen hohen Preis erkauft: Die Welt verarmt zugleich.

Sollten wir dem Vorsatz folgen, nur auf das zu achten, was wir objektiv feststellen können, so finden wir uns in einer sehr kargen Welt wieder. Vieles von dem, was unser Leben bereichert, mitmenschliche Erfahrungen, ästhetische Genüsse, ethische Werte, spontane Sinnerfahrungen und vieles anderes mehr, zeigen sich ja immer nur dann, wenn wir nicht in Distanz verharren, sondern uns auf die Wirklichkeit einlassen, uns in sie hineinbegeben. Die Wirklichkeit zeigt sich also deshalb in einem weit aus größeren Spektrum unterschiedlicher Phänomene, weil wir ihr nicht nur distanziert gegenüber stehen, sondern zugleich immer auch leidenschaftlich in sie eingebunden sind.

Nehmen wir ein Beispiel: Wir können etwa Musik als eine physikalische Größe behandeln. Dann analysieren wir die Schallwellen, die von den Instrumenten erzeugt werden und messen Spektralverteilungen der Luftschwingungen. Die Rezeption der Luftschwingungen geschieht durch das Organ Ohr und wird in Signale des neuronalen Gewebes des Gehirns verarbeitet. Wir können aber auch das Musikstück als Musikliebhaber hören und so uns an der Klangfülle der 9. Symphonie von Beethoven erfreuen. Das ist nicht einfach ein und dasselbe. Wenn wir uns der Musik hingeben, erleben wir die Wirklichkeit auf eine Weise, wie sie sich uns sonst nicht erschließen würde, wenn wir Messungen mit den geeigneten elektronischen Instrumenten vornehmen. Wir sollten beide Zugangsweisen mit ihren jeweiligen Stärken ernst nehmen. Gerade weil wir durch unsere leibliche Existenz mit der Wirklichkeit verbunden und in sie verwickelt sind, weil es nicht die eine normative Methode gibt, sie zu beschreiben, sind wir gut beraten, die Vielzahl der Zugänge zu berücksichtigen. Unterschiedliche Zugangsweisen zur Wirklichkeit zeigen Unterschiedliches.

Ein zweites Beispiel: In der Diskussion der Philosophie des Geistes gibt es ein berühmtes Argument des amerikanischen Philosophen Frank Jackson, das in eine ähnliche Richtung weist: Es gibt Erfahrungen, es gibt bestimmte Qualitäten wie etwa das Erlebnis einer bestimmten Farbigkeit, die wir naturwissenschaftlich nicht einholen können. Zitat: „Mary ist eine brillante Naturwissenschaftlerin, die – aus welchem Grund auch immer – gezwungen ist, die Welt aus einem schwarz-weißen Raum heraus zu erforschen, und zwar mit Hilfe eines schwarz-weißen Fernsehmonitors. Sie spezialisiert sich auf dem Gebiet der Neurophysiologie des Sehens. Lassen Sie uns annehmen, dass sie alle physikalische Information darüber erwirbt, was vorgeht, wenn wir reife Tomaten oder den Himmel sehen und Begriffe wie „rot“, „blau“ und so weiter verwenden. Sie entdeckt zum Beispiel, welche vom Himmel ausgehenden Kombinationen von Wellenlängen genau es sind, die die Netzhaut reizen und wie genau dies wiederum auf dem Weg



über das zentrale Nervensystem die Kontraktion der Stimmbänder und das Ausstoßen von Luft aus den Lungen auslöst, deren Ergebnis dann schließlich die Äußerung des Satzes „Der Himmel ist blau“ ist. (...) Was wird geschehen, wenn Mary aus ihrem schwarz-weißen Raum befreit wird und sie die bunte Welt sieht? Wird sie etwas *lernen* oder nicht? Es ist einfach offensichtlich, dass sie etwas über die Welt und unser visuelles Erleben dieser Welt lernt. Dann aber ist die Schlussfolgerung unausweichlich, dass ihr vorheriges Wissen unvollständig war. Sie war jedoch im Besitz *aller* physikalischer Information.“ So weit das Argument von Jackson. Er folgt daraus, dass die Wissenschaft eben nicht alle Erfahrungen, vor allem nicht bestimmte Qualitäten der Erfahrungen wie Farbwahrnehmung umfassend abbilden kann.

Ein weiteres Beispiel: Wir sind nicht nur mit der abstrakten, umfassenden Wirklichkeit unauflöslich verknüpft. Wir sind als Menschen auch untereinander auf eine sehr enge Weise verbunden. Es ist deshalb eine Abstraktion, sich den Menschen als ein isoliertes Wesen vorzustellen. Wir Menschen sind zunächst einmal sozial eingebunden und können uns dann in einem zweiten Schritt isolieren und als isolierte Individuen wahrnehmen. Diese primäre soziale Verankerung des Menschen hat Folgen. Wenn man von einem vereinzelt Menschen ausgeht, gelingt es nicht mehr, die Geltung der Menschenwürde zu begründen. Wir können etwa einen solchen Vertreter der Gattung homo sapiens sapiens in einem Glaskasten vor uns hinstellen und ihn mit aller diagnostischen Kunst, die uns zur Verfügung steht, untersuchen. Die Menschenwürde werden wir dabei nicht finden. Aber wir können der Menschenwürde sofort auf die Spur kommen, wenn wir uns daran erinnern, dass wir, die wir diesen Menschen analysieren, selbst Menschen sind. Die Achtung, die wir für uns fordern und die wir auch erfahren haben, diese Achtung, das wird uns deutlich, können wir einem anderen Menschen nicht versagen. Doch dann ist dieser Mensch augenblicklich nicht mehr ein von uns isoliertes Wesen, sondern wir entdecken die Gemeinsamkeiten und Verbindungen, deren Verleugnung uns zuvor die Schwierigkeiten bereitet hat.

Statt nun aber die Vielfalt der Zugänge und Methoden zur Erschließung der Wirklichkeit zu achten, statt ihre jeweiligen Stärken und Begrenzungen zu berücksichtigen, ist unsere Zeit dadurch geprägt, dass sie die Zugangsweisen zur Wirklichkeit in klare Hierarchien einteilt. Wenn wir dann gefragt werden, was die Wirklichkeit ausmacht, sind wir im Falle der so genannten subjektiven Anteile unsicher und beschränken uns dann doch eher auf die objektiven. Doch damit begehen wir einen fatalen Irrtum. Warum sollten die so genannten subjektiven Erfahrungen weniger wirklich sein, nur weil sie nicht Gesetzmäßigkeiten folgen wie naturwissenschaftliche Erfahrungen? Wenn wir die Erkenntnisse und Beschränkungen unserer leiblichen Situation Ernst nehmen, dann können wir keine Hierarchien der unterschiedlichen Erscheinungsweisen aufbauen. Weder ist das so genannte Objektive das eigentlich Wirkliche, noch ist das so genannte Subjektive nur eine sekundäre Deutung. Im Sinne der hier vorgeschlagenen Unterscheidung der Phänomene handelt es sich schlicht um zwei unterschiedliche Erscheinungsweisen der einen Wirklichkeit.

Wir fassen zusammen: Naturwissenschaftliche Forschung betrachtet einen Teil der Phänomene der Wirklichkeit. Ihre Erkenntniskraft beruht auf der Fähigkeit, Dinge methodisch auf Abstand zu bringen. Die Methoden sind nichts Nebensächliches, sondern gehören zu dem Kern naturwissenschaftlichen Selbstverständnisses. Durch die Bindung an kritisch reflektierte Erkenntnismethoden erhalten die Naturwissenschaften ihre Stärke und zugleich auch ihre Grenze. Denn viele Phänomene der Wirklichkeit zeigen sich nur so, dass wir nicht auf Abstand



bleiben, sondern uns beteiligen. Dies ist darin begründet, dass wir als leiblich existierende Menschen immer schon in die Wirklichkeit eingebunden sind. So ist also die Grenze der Naturwissenschaften nicht durch bestimmte Dinge oder Bereiche gegeben, die wir nicht so gut durchdringen könnten. Aber es ist eine Grenze durch die Art und Weise gegeben, in der die Naturwissenschaften die Wirklichkeit betrachten.

Wie aber kann man dann die größere Wirklichkeit jenseits der Naturwissenschaften beschreiben? Das fällt nun nicht leicht, da es hier ja keine klaren Methoden und keine klaren Strukturen gibt. Wie kann man ein Musikerlebnis, eine Liebeserfahrung beschreiben? Wir beschreiben sie mit einer besonderen Sprache, etwa mit der Poesie, mit bildhaften Worten. Wir werden vielleicht niemals anderen Menschen die erlebten Qualitäten präzise mitteilen können, sie bleiben immer etwas diffus erscheinende Phänomene, dennoch sind sie ebenso vollgültig Wirklichkeit, wie jene Phänomene, die wir durch exakte Methoden der Naturwissenschaften erfassen. Nicht nur das: In dem diffusen Bereich zeigt sich all das, was unser Leben so wertvoll, reich und bunt machen: zwischenmenschliche Erfahrungen, ästhetische Eindrücke der bildenden Kunst oder der Musik, spontane Erfahrungen von Sinn, Intuitionen von grundlegenden moralischen Werten, die Erfahrung von Atmosphären. Hier herrscht also ein erstaunlicher Reichtum, der nur angedeutet werden kann. Für all dies haben wir kaum angemessene Worte, schon gar nicht objektive Methoden.

So kommt es also darauf an, die Phänomene in ihrer Unterschiedlichkeit ernst zu nehmen und nicht nur auf das zu achten, was sich klar und eindeutig zeigt, sondern auch auf das, was sich diesen Ordnungen entzieht. So erkennen wir, dass die Wirklichkeit eine offene Wirklichkeit ist, über die wir kein abschließendes Urteil fällen, die wir nicht in einem vollständigen Bild erfassen können. Doch diese Einschränkung ist nur ein begrenzter Verzicht, der mit einer größeren Vielfalt der Phänomene belohnt wird. Die offene Wirklichkeit lädt immer wieder zu Entdeckungen ein. Wenn wir uns nicht als Gutsbesitzer gebärden, die ihre Ländereien inspizieren, wenn wir eine Ahnung von dem Abenteuer unserer Existenz entwickeln, wie unbekannt viele elementare Zusammenhänge in unserer Wirklichkeit sind, dann mag auch jener Forschergeist davon profitieren, der immer schon zu der naturwissenschaftlichen Forschung gehört hat. Diesem Geist gemäß ist eine achtsame und neugierige Haltung und eine Kultur, die die Unterschiede schätzt und sich eine Ahnung von dem noch nicht Verstandenen bewahrt.

Frank Vogelsang (geb. 1963 in Wuppertal) ist seit 2005 Direktor der Evangelischen Akademie in Bonn. Sein Arbeitsschwerpunkt sind die Bereiche Natur- und Geisteswissenschaften, Theologie und Ethik sowie Medizin- und Technikentwicklung. Vogelsang studierte Elektrotechnik und Evangelische Theologie in Bochum. Er arbeitete für die Ingenieurkammer Niedersachsen und schrieb eine Dissertation in Theologie. Er war Geschäftsführer des Wissenschaftsforums beim SPD-Parteivorstand in Berlin und ist seit 2002 als Studienleiter an der Akademie tätig, die er heute leitet. Vogelsang hat zahlreiche Veröffentlichungen zur Phänomenologie und zum Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften gemacht.

www.ev-akademie-rheinland.de/themen/dr-frank-vogelsang.php

www.theologie-naturwissenschaften.de